

Zum Tode von Ingeborg Bachmann

Mit scharfem Gehör für den Fall

Aus der ZEIT Nr. 44/1973 2. November 1973, 8:00 Uhr

Von Erich Fried

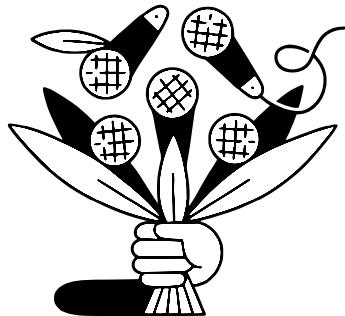
Vieles an ihr ist immer gleich geblieben. Im Spätherbst 1950 habe ich sie zum erstenmal gesehen, fast genau einundzwanzig Jahre später zum letztenmal. In dieser Zeit hat sich ihr Gesicht verändert, aber nicht der Augenausdruck, nicht das Suchende, scheinbar Unsichere in ihrer Sprechweise, das täuschen konnte: Sie war nicht in allem unsicher. Wo sie ihre Fragen stellte und was sie in Frage stellte, wußte sie ziemlich genau, und sie wußte auch, mit welchen Antworten sie sich nicht abspeisen ließ. Das Entgegenkommende, das auf den ersten Blick manchmal Gekünstelte ging nicht auf Kosten dessen, was für sie wesentlich war. Ihre Grundfragen blieben immer die gleichen. Ihre Hilflosigkeit und pechvogelhafte Anfälligkeit für allerlei kleineres Mißgeschick und unwahrscheinliche Unfälle beruhten vielleicht unmittelbar auf der Ratlosigkeit gegenüber den Grundfragen, an denen sie dennoch festhielt. Zur Ratlosigkeit zwangen diese Fragen; sie war keiner persönlichen Schwäche des Menschen oder der Dichterin zuzuschreiben.

Ingeborg Bachmann [<https://www.zeit.de/thema/ingeborg-bachmann>] war vor allem denkende lyrische Dichterin. Von ihrer Prosa (die letzten Jahre verbrachte sie über einem großen epischen Werk mit dem Titel „Todesarten“) werden wahrscheinlich nur einige Kurzgeschichten bleiben. Ihre Prosadiktion war nie so sicher wie die ihrer Verse, auch nicht wie die ihrer Hörspiele, obwohl sie sich auch in diesen nie ganz sicher fühlte, zum Beispiel nie genau wußte, ob „Der gute Gott von Manhattan“ nicht vielleicht doch darunter litt, daß die Botschaften der Eichhörnchen als tatsächlich und nicht nur in der Phantasie eines Irren von den Eichhörnchen kommend dargestellt werden.

Von ihren Gedichten wird voraussichtlich viel mehr bleiben, verdient jedenfalls zu bleiben. Chotjewitz hat ihre Lyrik einmal als Kitsch bezeichnet. Um dieses Mißverständnis zu vermeiden, muß man vielleicht auf gewisse Unterschiede zwischen deutscher und österreichischer Lyrik in den ersten Jahren nach 1945 eingehen.

Der erste ZEIT Podcast Club

»Verbrechen,« »Das Politikteil,« »OK, America?« »Nur eine Frage« und viele mehr: Beim ZEIT Podcast Club treffen unsere Podcasthosts in einem großen Medley aufeinander.



**Samstag, 1. November 2025 / silent green,
Berlin**

Jetzt Tickets kaufen [<https://www.zeit.de/club>]

In Deutschland empfanden viele das Jahr des Zusammenbruchs als das Jahr Null oder Jahr Eins, sprachen von *tabula rasa* und völligem Neubeginn. In [Österreich](https://www.zeit.de/oesterreich) [<https://www.zeit.de/oesterreich>] sprach man von der Niederlage der Deutschen und von der Rückbesinnung auf die eigenen alten Werte. Beides war falsch. Das völlige Neubeginnen ist unmöglich (hätte auch Verzicht auf die Sprache vorausgesetzt), und die guten alten Werte Österreichs waren zum großen Teil nicht so gut. Für die Literatur aber wurde es wichtig, daß die beiden Mißverständnisse in einem Gegensatz zueinander standen. So konnte die deutsche Lyrik der ersten Nachkriegszeit in ihrer Zurückgenommenheit manchem entgegenwirken, was sich in der österreichischen Lyrik noch allzuviel Spielraum und Verspieltheit gestattete, während österreichische Dichter wie Ilse Aichinger, Ingeborg Bachmann (auch Celan muß man da zur österreichischen Tradition rechnen) ein wichtiges Gegengewicht gegen die Zurücknahme und Armut der Dichtung darstellten, denn die deutsche Kahlschlaglyrik war bittere Medizin gewesen. Freilich begünstigte der Einfluß der Österreicher in der Bundesrepublik dann indirekt bis zu einem gewissen Grad die Benn-Überschätzung. Der Einfluß der Lyrik Brechts war unglücklicherweise durch den Kalten Krieg zunächst stark beschränkt.

Bei Ingeborg Bachmann finden sich gewisse Benn-Einflüsse, vor allem Einflüsse seiner Spätzeit, die nicht seine beste war, in ihrem zweiten Gedichtband, obwohl sie Brechts Gedichte schon früh kannte und liebte.

Sie erfuhr übrigens später, daß es in Brechts Nachlaß Randglossen und Anmerkungen zu ihren Gedichten gab, teils kritisch, teils auch sehr positiv, und hatte immer vor, in die DDR zu fahren und sich diese Anmerkungen

anzusehen, obwohl sie, da sie von Brechts Urteil viel hielt, auch große Angst davor hatte. Es kam ihr aber immer wieder etwas dazwischen, und sie hat Brechts kritische Anmerkungen nie gesehen.

Obwohl die „Anrufung des Großen Bären“ bedeutende Gedichte enthält, wie „Reklame“ oder „Landnahme“, finden sich von ihren besten Gedichten mehr im ersten Band, „Die gestundete Zeit“, der 1952 erschienen ist. Das größte Gedicht dieses Bandes, „Große Landschaft bei Wien [<https://www.zeit.de/thema/wien>]“, enthält Beispiele für fast alle ihre besonders guten dichterischen Eigenschaften. Von der Bedrohtheit der Landschaft bei Wien sagt sie:

... aus dem Feld schlagen

die Bohrtürme den Frühling.

Die unheimliche Genauigkeit dieser Worte „aus dem Feld schlagen“ wirkt im Textzusammenhang gar nicht gesucht, gekünstelt, aber ihre Präzision hilft wenige Zeilen später eine Stelle tragen, die sonst vielleicht zu „lyrisch“ wäre, namentlich für den Geschmack der damaligen bundesdeutschen Kahlschlagdichter:

... und es wacht

die Iris des Öls über den Brunnen im Land. Wer die dargestellte Landschaft kennt, sieht nicht nur das gefährlich schillernde Ölauge, sondern auch die Brunnen, die bis zum Horizont hin mit ihren schrägen Balken die ebene Landschaft überragten.

Ebenso mußte man das Riesenrad gekannt haben, im zerstörten Prater, durch den der Weg in die „Große Landschaft bei Wien“ führte, um die Mehrdimensionalität der folgenden Zeilen, auch als Klage um die beschädigte Landschaft, zu verstehen:

Still stehn die Räder. Durch Staub und Wolkenspreu

schleift den Mantel, der unsre Liebe deckte, das Riesenrad.

Dann, nach einigen vielleicht etwas zu „lyrischen“ Zeilen, plötzlich wieder hart:

Alles Leben ist abgewandert in Baukästen, neue Not mildert man sanitär...

Eine Aussageform, die sich in der bundesdeutschen Lyrik erst Jahre später wiederfindet, dann aber ohne lyrisches Gegengewicht, wie es bei ihr wenige Sekunden später in Zeilen folgt wie:

Wunder des Unglaubens sind ohne Zahl.

Besteht ein Herz darauf, ein Herz zu sein?

Immer wieder findet sich bei ihr die Rettung und Wiederermöglichung scheinbar konventionell gewordener dichterischer Ausdrücke durch enge Verbindung mit scharfen, aus jedem lyrischen Schwelgen ausbrechenden Formulierungen:

träum dein Geschlecht, das dich besiegt, träum und wehr dennoch mystischer Abkehr im Protest.

Die Präzision „dein Geschlecht, das dich besiegt“ könnte vom späten Rilke stammen; der Kontrast zwischen dem für sich allein zu archaischen „wehr“ und dem „Protest“ aber ist neu. Was in dieser Zeile nicht aufgeht, will und soll auch nicht aufgehen. Das Gedicht endet mit den Zeilen:

Die Türme der Ebene rühmen uns nach,
daß wir willenlos kamen und auf den Stufen
der Schwermut fielen und tiefer fielen,
mit dem scharfen Gehör für den Fall.

Ohne die letzte Zeile wäre dieses Fallen als Fallen von Stufe zu Stufe in der großen Tradition klassischer deutscher Dichtung geblieben. Die letzte Zeile aber ändert radikal den Wert der drei vorhergehenden. Der Effekt ist völlig überzeugend.

„Die Anrufung des Großen Bären“ enthält aber mehr Versuche, konventionelle Formen wiederzubeleben – nicht immer geglückte Versuche – und weniger unmittelbar zur Zeit Stellung nehmende, abseits aller Parteipolitik doch tief engagierte Gedichte als der erste Band, in dem Gedichte wie „Holz und Späne“, „Früher Mittag“, „Alle Tage“ die Sage von der „unpolitischen“ Ingeborg Bachmann eindeutig widerlegen. Da wird etwa Goethes Lied vom König in Thule variiert:

Sieben Jahre später,
in einem Totenhaus,
trinken die Henker von gestern
den goldenen Becher aus.

Die Augen täten dir sinken.

Ob in einer solchen Stelle eine Erklärung für ihre Übersiedelung nach Italien liegt? Ich glaube, man muß sich vor so billigen Schlußfolgerungen hüten, obwohl sie mir mehr als einmal gesagt hat, sie könne die Unverfrorenheit des alten Ungeists in der Bundesrepublik nur schlecht ertragen.

Ich glaube, daß diese Unverfrorenheit und die Erkenntnis vieler Vergeblichkeiten – auch innerhalb der Gruppe 47, die ihr ihren ersten Literaturpreis verliehen hatte – zu dem, was sie ihre Fluchtversuche nannte, und schließlich auch zum Versiegen ihrer Lyrik, ihrer eigentlichen Ausdrucksform, beigetragen hat.



X

4 Wochen für 23,80 € 1€

Über 300.000 Abonnenten nutzen die digitale ZEIT. Entdecken auch Sie das digitale Abo der ZEIT mit Zugang zu allen Artikeln auf zeit.de.

[4 Wochen für 1€ testen](#)